Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 1 (1946)
Heft: 1

Artikel: Der Mensch vom Frühling zum Sommer
Autor: Hiltbrunner, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-653286

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Aber, wie es allemal der Welt im Frühling geht – sobald die Sonne ihr schönes goldenes Antlitz der Erde wieder enthüllt oder nach dem bösen Winter der neue Lenz mit schmeichelndem Zephyr die Fluren fächelt, steht über Nacht die ganze Natur in neuem Gewande, in neuen Farben, in neuer Jugend da —, . . .»

Erasmus von Rotterdam

Der Mensch vom Frühling zum Sommer

Immer noch, auch wenn er es nicht bedenkt, geht der Mensch mit dem Jahr; er geht nicht nur mit ihm im anschauenden und erkennenden Geiste, sondern viel mehr noch im Leibe. Doch diese biologischen Vorgänge und Veränderungen längs eines Jahreslaufs bleiben ihm zunächst unbewußt; erst in nachschleppender Wirkung bringen sie sich zum Bewußtsein, erst als verspätete Folgeerscheinung werden sie als Symptome registriert. . .

Seit die Tage nach der Wintersonnenwende zu wachsen begannen, hub auch in uns ein geheimes Vorbereiten an. Entspricht unsere biologische Situation denn nicht der jeweiligen Gesamtsituation der übrigen Natur, und können wir die unsrige nicht, noch ehe sie leiblich in Erscheinung tritt und uns bewußt wird, auf den just aufgeschlagenen Seiten des Buchs der Natur ablesen? Denn im Hinblick auf die körperlichen Veränderungen, die der Gang des Jahres zusammen mit dem Stand der Sonne und der Witterung in uns bewirkt, ist der Mensch nicht mehr als Tier und Pflanze.

Wissen wir denn, was das heißt: Frühling werden? Wir eilen und jagen jahraus jahrein ungefähr im selben Unmaß und haben keine Zeit mehr, über solche althergebrachten Vorstellungen nachzudenken. Aber diese Unrast bringt uns zusammen mit der Last des Daseins um die schönsten Erkenntnisse.

Frühling werden ist ein zwar regelmäßig wiederkehrendes, doch gerade darum ein großes, gewaltiges Geschehen, ein fundamentales Umlegen der vorgängigen Verhältnisse. Besäßen wir jene Märchengabe, die Stimmen der Tiere und Pflanzen zu verstehen, dann würden wir eine brausende Symphonie des Lebens hören, die zum Orkan sich steigert, wenn so, wie jedes Jahr, Meerluft auf Flügeln des Sturmes ins Land einbricht. . .

Es war die Nacht vom 22. auf den 23. März. Eben blitzten noch die Orionsterne im Südwesten und hatten nach diesem ersten sommerwarmen Frühlingstag eine strahlende und doch laue Nacht versprochen. Aber auf einmal war kein Stern mehr sichtbar. Nach wenigen Minuten brauste eine Windwelle über das Haus hinweg, eine zweite stärkere folgte, und der bisher ausgebliebene Äquinoktialsturm war da: Warmluft brach ein; der meteorologische Frühling hatte begonnen. Aber was bedeutete das Brausen des Windes, des regenbringenden Sturms gegenüber dem Sturm in den Gefäßen und Kapillaren eines einzigen Waldes? Ein Getöse gleich einem gewaltigen Wasserfall würde uns schrecken, wenn wir das Hörorgan für diese Vorgänge besäßen. Und es klänge nicht wie eine harmonische Kantate, sondern wie ein millionenfaches Schreien, Keuchen und Ächzen, als sei die Natur von Fieber und Krankheit befallen.

Und da sollten wir lächelnd und träumerisch herumgehen und wohlwollend den Frühling begrüßen?

Frühling werden heißt vor allem Werden, und Werden bedeutet Veränderung gegenüber dem Ebengewesenen. Wo aber für einen bestimmten biologischen Ort, für einen bestimmten Punkt eines Organismus Veränderung eintritt, da verzeichnen wir Erscheinungen, die an Krankheit erinnern. Wenn ein Zustand, der ungefähr ein Gleichgewicht aller Kräfte darstellte, seine Natur ändert, wenn er, in unserm Zusammenhang, seinen Schlaf oder sein abwartendes Ruhen aufgibt und in Bewegung gerät und solche auch mit Fleiß anstrebt, dann muß irgendwo etwas verneint werden, dann empfindet irgend etwas Schmerz, dann tut etwas weh, dann geschieht einem Ding sozusagen Unrecht, dann wird ein Lebendiges zwischen Ja und Nein hin- und hergerissen, dann ist ein Wesen gespannt bis zum Zerspringen, dann ist Pflanze, Tier und Mensch ans Kreuz geschlagen. Solches alles erscheint, wenn nicht unter dem Bilde ausgesprochener Krankheit, so doch unterm Bild irgendwelcher Krise: es ist wie Pubertät — und der Frühling ist die Pubertät des Jahres.

Aber das Jahr wächst weiter. Die Stürme der Tagundnachtgleiche sind zwar Empörung und Revolution, aber das Werden ist keineswegs beendet; es ist eben erst in Gang gesetzt worden und läuft nun auf vollen Touren. Die Maiblüte ist gleichsam der Sonntag, der Ruhetag im ganzen Werdewerk, aber wenn sie vorbei ist, hebt sich die Welle von Werden noch einmal zu einer maximalen Höhe; jetzt strebt alles Lebendige seine Verwirklichung an mit einer Kraft sondergleichen. Das Geschehen steht auf Flut, das Werden steht auf Sturm – das ist der Juni, der Gipfelmonat des Halbjahres der wachsenden Tage.

Aber es ist ein stiller, stehender Sturm, kein Frühlingssturm; es ist mehr innerer, als äußerer Orkan, wenn er auch oft mit Blitz und Donner einherfährt. Was ist ein Junigewitter gegenüber dem Anprall von Wachstum in jedem Ding? Erst jetzt ist die Verneinung des Winters vollständig; erst jetzt ist er in sein absolutes Gegenteil verwandelt; erst jetzt ist, was der Gegenmonat des Juni, der Dezember, heimlich begann, zum offenen Geheimnis geworden.

Ein versengter Todesengel hetzt die Welt in wildes Wachsen. Wer feine Ohren hat, hört ein banges Stöhnen aus der Natur. Denn es ist abermals nicht lauter Lust und Fröhlichkeit, zu solch einem Werden und Wachsen angetrieben zu werden. Und es ist unmöglich, diese Raserei im Geschehen zu ertragen ohne Krankheit. Es gibt Junitage voller Bruthitze unter westwindbewegter Wolkendecke. Es ist, als habe sich der Erdball in seiner Achse verschoben und als seien wir aus der gemäßigten in die heiße Zone geraten. Wochenlang kann das Westwetter anhalten, und die Wolken sind nur das Fenster über einem Treibhaus, in dem das Leben unter dauernden Schweißausbrüchen und beschleunigten Pulsen bis zur Ohnmacht ermattet.

Denn der Juni steht unter dem Gesetz des Sommermonsuns: Die von der höchststehenden Sonne stark erwärmten und also aufsteigenden Luftmassen des europäischen Kontinents saugen zwar verhältnismäßig kühle Meerluft heran, aber ein kurzfristiges Wolkenfeld kann alle Gemäßigtheit der Temperatur zusammen mit der großen Luftfeuchtigkeit in einen Tropentag verwandeln, dem kein Mensch unserer Zone gewachsen ist. Das ist nicht mehr Wintermüdigkeit, die nichts anderes als natürliche Herabgestimmtheit des Lebens bedeutet; das ist nicht mehr Märzmüdigkeit, nicht mehr das süße Gift des Frühlings, womit die von keinem Grün absorbierte Sonne uns überschüttet – das ist bleischweres Licht auf vollerwachsener Natur, und für Tage, oft auch nur für Stunden gleichsam schwarzes Licht, an sich selbst verbranntes Licht einer Welt, die willenlos in das Abenteuer einer äußersten Kraftentfaltung gehetzt wurde. Neigt die Natur je zu Paroxysmen, scheint sie je das Maß zu verlieren und an extremer Unbeständigkeit und Maßlosigkeit Gefallen zu haben, so zeigt sich dies im Monsunmonat Juni.

Ist es rätselhaft, daß das astronomisch-klimatisch aufs äußerste angetriebene Leben auch Symptome des Todes zeitigt? Gewiß, es ist rätselhaft, wie alles, was zwei Gesichter hat. Soviel Leben ist zu nah am Tode.

Nichts in der Natur ist eindeutig; wo der «terrible simplificateur» *eine* Ursache oder Wirkung zu erkennen vermeint, sieht der skeptisch-kritische, selbstkritische Forscher ganze Bündel von Ursachen und Wirkungen. Doch davon ein andermal. Für heute sei uns die hohe Zeit, die den Juni-Paroxysmen folgt und sie aber auch schon begleitet, sei uns jener selige «Stillstand» des Reifens, der im August gipfeln wird, Glücks genug. Denn noch wunderbarer als das Halbjahr der wachsenden, dünkt uns Ältere das Halbjahr der abnehmenden Tage.

Hermann Hiltbrunner